



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Bürgerhaus vor sechshundert Jahren.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ankunft sich mit Billets zu versehen haben, weil nur eine bestimmte Anzahl Personen in das Schauspielhaus Eingang findet.“

Goethe gab während Ifflands Anwesenheit, am 25. 26. 27. 28. 30. April, 1. 2. und 3. Mai Frühstücke, denen Iffland mit Frau und 20—30 andern Personen beiwohnte. Die Kosten dieses Gastspiels Ifflands betragen 316 Thlr. 16 Gr. oder 50 Carolin zur Bestreitung der Reisekosten von Berlin nach Weimar und zurück, wie auch für eine oder andere Schreiberei.

Ein Bürgerhaus vor sechshundert Jahren.

Paris im dreizehnten Jahrhundert von Anton Springer. Mit einem Plan. Leipzig, S. Hirzel. —

Das angezeigte Werk ist die graziöse und feine Arbeit eines deutschen Gelehrten. Der Verfasser geht von der Ueberzeugung aus, daß Paris schon im Mittelalter, vielleicht in noch höherm Grade als jetzt, die einflussreichste Culturstätte des europäischen Continents gewesen sei. Nachdem er auf die Einwirkungen, welche sie auf Deutschland ausgeübt, aufmerksam gemacht hat, entrollt er vor den Augen des Lesers ein Bild der alten Weltstadt in jener gewaltigen Zeit, wo die Kraft des Bürgerthums zuerst anfing, auf das Leben der Völker entscheidenden Einfluß zu gewinnen. Er zeichnet mit sicherer Hand die topographischen Umrisse des alten Paris, schildert das Aussehn seiner Straßen und Häuser, das Treiben des Marktes und der Universität, das Wesen der Zünfte, die Phystognomie des Handels, Volksfeste, sittliches, wissenschaftliches Leben und Künste. Ein reicher Apparat von Belegen und erklärenden Bemerkungen, so wie ein Plan der alten Stadt sind angefügt. Vorzugsweise hübsch ist die Lebendigkeit der Schilderung, es ist kaum möglich, daß ein moderner Tourist unterhaltender die Zustände des jetzigen Paris beschreiben kann. Die große Mühe und der unendliche Fleiß, mit welchem die einzelnen Züge aus den Gesetzen der Könige, den Cartularien der Kirche, aus Steuerrollen, Zunftregeln, Marktordnungen, Chroniken, Reimgedichten, Inventaren zusammengetragen sind, bemerkt der Leser kaum. Wie ein gutes Mosaikbild ist das Ganze mit feinem Gefühl auch für das Wirksame und Schöne in der Erzählung zusammengesüßt. Wenn etwas zu wünschen übrig bleibt, so ist es das Weiterführen der Schilderung auch auf die folgenden Jahrhunderte bis zum Eintritt der neuen Zeit. Jedenfalls ist der deutsche Verfasser ebensogut dazu befähigt, eine Geschichte von Paris zu schreiben, als einer der jetzt lebenden französischen Historiker; schwerlich wird ein Franzose

die Sorgfalt und Gründlichkeit des Deutschen bei Benutzung der Quellen erreichen.

Wenn hier als Probe seiner Darstellung die Beschreibung eines pariser Hauses im 13. Jahrhundert zugefügt wird, so sei zugleich bemerkt, daß grade hierbei unser Wissen mangelhafter ist, als man glauben sollte, und daß bei andern Abschnitten dem Verfasser reicheres Detail auch Gelegenheit zu lebhafterer Beschreibung gab. Es empfiehlt sich in d. Bl. aber grade dieser Abschnitt, weil die Häuser der größern Städte im westlichen Deutschland damals fast dieselbe Einrichtung hatten.

„Das Bild eines pariser Bürgerhauses im dreizehnten Jahrhundert unterscheidet sich von jenem eines Herrenhauses in mannigfachen und wesentlichen Dingen, darin stimmten sie jedoch stets überein, daß die Familienräume von den übrigen, zu welchen auch Fremde Zutritt hatten, streng geschieden blieben. Wir denken uns als den Bewohner einen Handwerker, der gleichzeitig auch den Verkauf der von ihm erzeugten Waaren besorgt, dessen Haus also nebst der Wohnung noch die Werkstätte und das Kaufgewölbe in sich schließt.

Das letztere war frei gegen die Gasse gelegen und so eingerichtet, daß sein Verschuß gleichzeitig als Schirmdach und Verkaufstisch diente. Von den beiden Holzladen nämlich, welche die Krambuden zur Nachtzeit und an Festtagen sperren, öffnete sich der obere und untere in entgegengesetzter Richtung. Der erstere wurde halb aufgezogen, so daß er ein schräges Dach bildete und Sonne und Regen abhielt, der andere auf die Fußbank niedergelassen und auf ihm sodann die Waare vor dem Kunden, der stets außen auf der Straße blieb, ausgebreitet. Im Hintergrunde der Krambude befand sich die Werkstätte, das *ouvroir*, von welchem zuweilen eine Treppe in das obere Geschos, so wie in den Keller führte. Unmittelbar von der Straße gelangte man über Flur und Treppe zu den Wohnräumen, und zwar zunächst zum Saale, welcher die Familie bei dem Schmause vereinigte und zur Begrüßung der Gäste diente. Nur in vornehmeren Häusern gab es eine besondere Küche; sie lag in einem Hofbaue und besaß gleichfalls eine abgeordnete Treppe. Hier zählte man überhaupt mehr Räumlichkeiten. Zum Umkreise des Palastes gehörten Garten und Hof mit den Stallungen und den Wohnungen für Fremde und Diener. Vom Hauptthore führte der Weg unmittelbar in den großen Saal, wo sich die Vasallen versammelten, die Gelage abgehalten und das Recht gesprochen wurde. Versteckt angebrachte Wendeltreppen vermittelten den Zugang zu den Familiengemächern, die unregelmäßig, aber dem Bedürfnis angemessen hier und dort bald vorspringend, bald in der Tiefe der Mauer angebracht waren und von den Fremden nicht betreten wurden. Die minder reichen Classen begnügten sich mit einer einzigen Bettkammer, an Grenzboden. I. 1857.

den Saal anstoßend und zuweilen nur durch schmale Gucklöcher (pertuis) erleuchtet. Ueber der Kammer befand sich häufig der Söller (solier), bloß durch eine Außentreppe zugänglich, der Ehrenplatz im Hause und gleichzeitig der sicherste Raum, wo der Hausherr seine Habe barg und im Falle der Gefahr die Familie flüchtete.

Nach modernen Begriffen mag freilich einem so bunt gegliederten Hause eine Grundbedingung der Schönheit, die Symmetrie fehlen; das kleine Thürchen z. B. zum nächtlichen Gebrauche und für die Fußgänger neben dem großen Einfahrtsthore, die Gucklöcher neben den Hallenfenstern beleidigen den Sinn für Regelmäßigkeit, und geht man vollends von dem Sage aus, der heutzutage die bürgerliche Architektur regiert: das Haus sei der Facade wegen da, so wird man an dem mittelalterlichen Baue keine guten Eigenschaften erkennen. Anders wird freilich das Urtheil lauten, wenn man die innere Einrichtung des Hauses mit den Lebensgewohnheiten des Mittelalters vergleicht. Man vermißt dann weder die Sorgfalt für die Bequemlichkeit der Einwohner, noch den lebendigen Sinn für die zierliche Ausschmückung der Räume. Betreten wir für einen Augenblick die Bettkammer oder chambre. Das mit Federbett und Kissen versehene Lager ist so aufgestellt, daß zwischen ihm und der Wand noch ein Gäßchen, der gewöhnliche Zufluchtsort überraschter Liebhaber, übrig bleibt; in seiner Nähe steht die Kleiderlade oder als Ersatz dafür die „pertica“, eine an der Wand befestigte Stange, über welche die Kleider geworfen wurden; dem Bette gegenüber ist der breite Kamin angelegt, unter dessen Mantel ein Fensterchen angebracht war, so daß man sich gleichzeitig wärmen und die außen Vorübergehenden betrachten konnte. Die Wände waren mit bunten Teppichen verhängt, oder mit Holzgetäfel verkleidet, die Deckbalken zierlich geschnitz, in die Fenstervertiefung der reich gearbeitete Vogelbauer gestellt, falls nicht, wie es in den meisten Palästen üblich war, eine eigne Stube, die chambre aux oiseaux, für diesen Zweck eingerichtet wurde, und der Boden mit Tüchern bedeckt, deren Stelle in ärmeren Häusern die Binsenstreue vertrat. Manches Auffallende und der reifen Cultur Entgegengesetzte finden wir freilich auch vor. Der Gebrauch der Stühle ist im dreizehnten Jahrhundert seltener als in frühern Zeitaltern. Infolge der Kreuzzüge reißt die Sitte ein, auf Kissen und Teppichen zu ruhn, in deren Ermangelung wol auch das Bett als Sitz diente. Gabeln bilden ebensowenig einen nothwendigen Theil des Hausrathes, sie kommen im Besitze von Fürsten nur in einzelne Exemplaren vor, während die silbernen Löffel schon nach Duzenden gezählt werden.

Auch die Einförmigkeit der Möbel erregt unsere Aufmerksamkeit. Wir können mit dem Reichthum und der Kunstschönheit der überaus mannigfachen

Metallgeräthe die ewig wiederkehrenden Koffer und Laden in den Inventarien schwer vereinigen, und unter allen Ordnungen der französischen Könige befremdet uns jene vielleicht am meisten, welche den Hofleuten verbietet, den Parisern die Kissen und Matratzen für den Gebrauch des königlichen Gefolges wegzunehmen. Es fehlte also ein wichtiger Theil des bürgerlichen Haushathes selbst in der gewöhnlichen seit Menschengedenken bewohnten königlichen Residenz. Unser Staunen verliert sich, wenn wir die Wanderlust des Mittelalters, die Gewohnheit des stetigen Wohnwechsels bei den französischen Großen erwägen. Bloss die nothwendigsten Einrichtungstücke, wie die hölzernen Bettladen, die Gestelle, auf welche das Tafel- und Küchengeschirr gereicht wurde, blieben in den Palästen und Schlössern dauernd bewahrt, alles Uebrige zog im Gefolge der Herrschaft bald hierhin, bald dorthin, es wurde ausgepackt, wenn diese ihre Wohnung bezog, und eingepackt, wenn sie nach einem andern Aufenthalte sich begab. Natürlich daß Gestalt und Form der Möbel auf den leichten Transport und zwar auf den Transport durch Saumthiere berechnet waren, daß man z. B. Tischplatte und Tischgestell trennte, letzteres beweglich einrichtete, daß man namentlich mit zahlreichen Koffern und Laden sich versah, die auch als Bänke und Tische benutzt werden konnten und beinahe allen übrigen Haushath ersetzen.

Wir möchten den Nachrichten über das alte pariser Haus eine größere Vollständigkeit wünschen, aber auch in ihrer gegenwärtigen lückenhaften Form liefern sie einzelne wichtige Züge zum richtigen Verständniß des mittelalterlichen Lebens. Sie entfernen die Meinung: weil wir die Zahl der Holzmöbel gering, ihre Gestalt einförmig vorfanden, so müssen wir jenem Zeitalter überhaupt eine idyllisch einfache Lebensweise zuschreiben.

Die Prachtliebe, der Sinn für Luxus lebten damals ebenso kräftig, als heutzutage, nur daß sie sich in anderen Dingen äußerten und in anderer Weise befriedigt wurden. Versetzen wir uns in ein Prunkgemach jener Zeit, so werden im ersten Augenblicke die vielen Koffer und Laden demselben ein armseliges Aussehen verleihen. Denken wir uns aber die letzteren geöffnet, ihren reichen und mannigfachen Inhalt in zierlicher Ordnung aufgestellt und dem Auge des Besuchers vorgerückt. Auf den Tischen und dressoirs prangen dann die zahllosen Prachtgefäße, in deren Fertigung die mittelalterliche Goldschmiedekunst ihres Gleichen sucht, die in den verschiedenartigsten Formen aus Gold, Silber, Krystall gebildet und mit Edelsteinen besetzt oder emailirten Fontänen, Wärmepfannen, Wasserkannen, Salzgefäße, die Dreifüße, die Waschbeden, deren Wichtigkeit und Nutzen bei Tische und der Sitte zu zweien aus einer Schüssel und ohne Gabel zu essen, gar wol einleuchtet, die mannigfachen Trinkbecher und Schalen, die unter dem Namen hanap, coupe,

quarte, gobelet u. s. w. vorkommen, ferner die reichgefaßten Probirzungen, mit welchen die Speisen berührt und ob sie nicht mit Gift versezt seien, geprüft wurden; die gleichfalls von der Furcht, vergiftet zu werden, erfundenen Besteckkasten, in der Form eines Schiffes gearbeitet und nes genannt, endlich die Fruchtschüsseln, die Schalen für Confitüren oder dragouers und gar viele andere im Namen wie in der Bestimmung unkenntlich gewordene Geräthe. Wer sie schaute, gewann eine bessere Meinung von der Lebensweise des dreizehnten Jahrhunderts. Der größte Theil des Vermögens wurde in Gold und Edelsteinen angelegt, der Reichthum nach den Summen und dem Werthe der Juwelen und Goldgefäße, die man besaß, gemessen. Die Masse des Goldes und der Edelsteine, die König Philipp August hinterließ, würde nach modernen Verhältnissen einem Goldwerthe von 294 Millionen Franken gleichkommen. Der König glänzte aber nicht etwa ausnahmsweise durch diesen reichen Schatz; die Fürsten und Grafen des Reiches eifern ihm nach und häufen, wie die zahlreichen Inventare lehren, Goldmassen auf, die oft an die angestaunten orientalischen Reichthümer erinnern.“

Literatur.

Literatur. Friedrich Palm's Werke. 5. und 6. Band. Wien, Gerold. — Die Gesamtausgabe eines Schriftstellers kann man immerhin in das Gebiet der Literaturgeschichte rechnen, denn sie setzt ein jahrelanges Wirken voraus, und eine Theilnahme von Seiten des Publicums, von welcher die Literaturgeschichte Notiz nehmen muß, auch wenn der kritische Maßstab, den sie anzulegen berechtigt und verpflichtet ist, durch diese Werke nicht befriedigt wird. Wir haben daher Schritt für Schritt die Gesamtausgabe dieses Dichters verfolgt, der eine nicht unwichtige Periode unsers Theaters am vollständigsten charakterisirt, die Periode, in welcher die eigentlichen Excentricitäten der Romantik überwunden waren, und wo man sich wieder zur alten schillerschen Schule wandte, nur so, daß dies Mal die Reflexion in den Vordergrund trat, daß man sich zuerst ein bestimmtes moralisches Princip zurechtlegte, und nach Maßgabe desselben die Thatfachen auswählte und idealisirte. Die Methode ist gewiß nicht die höchste der Dichtkunst, im Gegentheil sie verräth bereits ein gewisses Absterben des poetischen Idealismus, aber für eine Zeit, der es an unmittelbarer jugendlicher Kraft fehlt, hat sie ihre Berechtigung, und Palm ist trotz seiner handgreiflichen Fehler der glänzendste Vertreter derselben. — Die vorliegenden Bände enthalten folgende Stücke (wir geben jedes Mal das Datum der ersten Aufführung auf dem wiener Hofburgtheater an): Sampiero, 22. Januar 1844; Maria de Molina, 2. März 1847; Verbot und Befehl, 29. März 1848; und der Fechter von Ravenna, 18. October 1854. Das letzte Stück, über welches wir früher nach der Aufführung berichtet haben, ist darunter bei weitem das ge-